

einem Endymion gemacht, der über einer etwas gebogenen Adlernase ein paar schwarze Feuerangen, dunkellockiges Haupthaar und eine kühn gewölbte Stirne besaß. Sein Auftreten zeugte von männlicher Sicherheit und Festigkeit. Trotz den sorglich geschlossenen Fenstern und herabgelassenen Rouleaux drangen häufig die kunstgerecht gespielten Klänge einer Violine aus des jungen Freiherrn Wohnung, und als Hertha eines Tages wider Erwarten zeitig von einem Spaziergange heimkehrte, begrüßten sie aus dem Saale des Schlosses Pianoforteklänge und eine angenehme Tenorstimme, welche Maria von Weber's Freischützlarie sang: Durch die Wälder, durch die Auen ging ich leichten Sinns dahin.

Der Spieler und Sänger in einer Person war Hans, der bei Hertha's Eintritt betroffen von seinem Sitz aufsprang und eine Entschuldigung herstammelte, daß er Hertha's theures Instrument zu berühren gewagt hatte. Daß Hans der französischen Sprache mächtig sei, erkannte Hertha aus einem französischen Buche, in welchem jener gelesen, das er bei Hertha's Annäherung abseits gelegt hatte, von dieser aber aufgefunden worden war. Einst hatte Hans gegen Fräulein Pauline über die modische, aber unschöne Haarkugel an den Frauenhäuptern gespottet und sie einen Hinterlader genannt. Die nächste Folge davon war, daß Hertha ihre Haarkugel um die Hälfte vergrößerte und solche, ihrem Cousin zum Trotz, eine Woche lang trug. Dann aber verwandelte sich dieselbe plötzlich in einen vielgelockten, reizenden Tituskopf, welchen Hans mit sichtlichem Wohlgefallen beäugelte. Wenn Hertha in ihrer gewohnten Weise mit halbgeschlossenen Augen ihren Cousin anredete, so vergalt dieser Gleiches mit Gleichem, wenn schon nicht in so auffälliger Weise. Die Folge hiervon war, daß Hertha erst bemerktlich schmollte, später aber diese ihre Gewohnheit abzulegen sich viele Mühe gab.

Eines Tages ließ sich der Schreiber des Rechnungsführers bei Hans anmelden.

„Ich komme,“ hob der junge Mann eintönig an, „um mich von Ihnen, gnädiger Herr, zu verabschieden. Der Herr Rechnungsführer hat mir vor einem Monate gekündigt und läuft mein Dienst mit heute ab.“

„Gekündigt? ohne mein Vorwissen?“ fragte Hans staunend.

„Ich stand nicht in der Guts herrschaft, sondern in des Herrn Rechnungsführers Sold und Brode,“ entgegnete der Schreiber, „daher er nach Belieben seine Schreiber annehmen und fortschicken kann.“

„Haben Sie etwas gethan,“ forschte Hans, „wodurch Sie des Rechnungsführers Unzufriedenheit auf sich geladen haben? Reden Sie offen heraus,“ fuhr er fort, als der Schreiber stumm und verlegen seinen Hut in der Hand umdrehte. „So viel ich bemerkt habe, waren Sie still, bescheiden und fleißig.“

Dem Schreiber traten die Thränen in die Augen. Seine Brust arbeitete sichtbar. Endlich sagte er stockend: „Der Herr Rechnungsführer bezeugte mir damals schon seinen Unwillen darüber, daß ich die Rechnungsfehler im Hauptbuche nicht auf meine Hörner genommen hatte. Hierzu gestellte sich in neuerer Zeit noch ein Umstand —“

Der Schreiber verstummte.

(Fortsetzung folgt.)

Generalmajor von Stiehle.

(Bild S. 293.)

Die Armee Prinz Friedrich Karl's hat in den gewaltigen Kämpfen um Metz und im Süden und Westen von Paris gezeigt, daß sie nicht nur einen guten Führer, sondern auch einen großen Denker an ihrer Spitze hat. Der Sieg heftete sich an ihre Fahnen, wo sie in den Kampf eintrifft. Und dieser Denker ist der Generalmajor v. Stiehle, Generalstabschef der 2. Armee. Im Jahre 1822 geboren, trat Stiehle 1841 als Seconde-lieutenant in ein pommersches Regiment, wurde dann zur Kriegsschule und zum topographischen Bureau kommandirt und rückte 1853 zum Premierlieutenant, 1855 zum Hauptmann vor. 1859 war er bereits Major und Generalstabschef einer mobilen Kolonne. Die Aufmerksamkeit des Königs lenkte sich auf den jungen, aber so überaus tüchtigen Offizier und auf besondern Wunsch des Generalinspektors des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens ward Stiehle zum Direktor der ersten für Portepée-Fähnliche errichteten Kriegsschule in Potsdam ernannt und kam später in gleicher Eigenschaft nach Meisse. Zum Oberstlieutenant und Flügeladjutanten des Königs ernannt, machte Stiehle den Feldzug von 1864 gegen Dänemark als erster Generalstabschef im Hauptquartier Wrangel's mit

und zeichnete sich bei dieser Gelegenheit in solchem Grade aus, daß er mit mehreren Dekorationen und dem Adel belohnt wurde. Während des Friedensjahre weilte Stiehle in der Nähe des Königs, wurde vor dem Kriege von 1866 zum Obersten befördert und machte denselben im Hauptquartier des Königs mit. Nach der Schlacht bei Königgrätz erhielt er den Orden pour le mérite. In der Eigenschaft eines Kommandeurs des 4. Garderegiments ging er nach Coblenz, wurde aber im letzten Jahre in die Nähe des Königs zurückberufen und Abtheilungschef des großen Generalstabes. Beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich berief ihn Prinz Friedrich Karl zu seinem Generalstabschef und der König ernannte ihn zum Generalmajor. Wie er seinem erhabenen Feldherrn zur Seite gestanden, beweisen die Tage und Erfolge von Metz und neuestens Le Mans, und bereits schmücken seine Brust neue Orden, vor allen das eiserne Kreuz.

Der Rückzug der Loire-Armee.

(Hierzu das Bild S. 297.)

Der Anblick unserer Illustration muß jeden Fühlenden mit tiefem Mitleiden erfüllen, obgleich das Sujet für deutsche Augen insofern ein trostreiches ist, als es den Theil einer flüchtigen feindlichen Armee darstellt. Aber wenn man bedenkt, daß diese armen Menschen unter allerlei Entbehrungen eine volle Woche lang tapfer gekämpft haben und nun bei dem furchtbarsten Wetter und auf bodenlosen Wegen, ihre Verwundeten mit sich fortschleppend, vor dem siegreichen Feinde auf der Flucht sind, einer Flucht, die an den Rückzug der französischen Armee aus Rußland erinnert, so thut dem Menschenfreunde doch das Herz weh und er sehnt das Ende eines Krieges herbei, der für beide Nationen so verderblich ist. Unser Bild ist am 5. Dezember aufgenommen, an welchem Tage die durch Prinz Friedrich Karl von Preußen verstärkte Armee des Großherzogs von Mecklenburg die Truppen des Generals Aurelle de Paladine zwang, Orleans aufzugeben. Die deutsche Armee verfolgte die fliehenden Feinde auf das linke Ufer der Loire mit der Absicht, den Rest der geschlagenen Armee von Tours abzuschneiden. Am 7., 8., 9. und 10. fanden dann die heißen Kämpfe des deutschen rechten Flügels unter dem Großherzog von Mecklenburg statt, welche bei Freteval, Duques und Marchenoir besonders heiß waren und mit der Niederlage der Franzosen und der Einnahme von Vendôme endeten.

New-Yorker Skizzen.

Federzeichnungen von W. Winkler.

I.

Amerikanische Frauen.

Motto: Ausnahmen beweisen die Regel.

Es ist ein eigenthümliches Thema, welches ich mir zum Vorwurfe genommen habe, aber es ist so interessant, daß es in diesen Skizzen nicht fehlen darf. Die Frauen Amerikas sind zumeist falsch beurtheilt worden, man hat sie entweder übermenschlich gelobt oder unmenschlich getadelt, und beides ist gleich unangebracht. Die Amerikanerinnen sind vor allen Dingen Frauen und haben als solche ihre Fehler und ihre Tugenden, die in der Art ihrer Erziehung liegen. Die letztere ist freilich etwas naturwüchsig, aber sie erzeugt trotzdem nicht so karrikirte Gestalten, wie mancher Velletrist glauben machen möchte. So ist es durchaus unwahr, zu behaupten, daß der vorherrschendste Charakterzug amerikanischer Frauen die Bequemlichkeitsliebe sei, daß sich Puffsucht und Koketterie die Hand reichen, um die Ehemänner zu betrügen, und daß Brüderie mit Bigotterie vereinigt das saubere Charakterbild vervollständigt.

Wir müssen, wenn wir von amerikanischen Frauen sprechen, zwei Hauptgruppen unterscheiden — die Südländerinnen, d. h. die Frauen aus den früheren Sklavenstaaten, und die Nordländerinnen. Die ersteren sind ein ganz anderer Menschenschlag, als die letzteren, sie sind gleichsam (Ausnahmen vorbehalten) die Giftpflanzen unter den Menschenblumen und das weiter oben entworfene Charakterbild paßt auf dieselben Zug für Zug. Träge geworden dadurch, daß sie sich von Jugend auf daran gewöhnt haben, Sklavenhände für sich arbeiten und den Reichtum sammeln zu lassen, mit welchem sie ihre Puffsucht befriedigen, ist die Langeweile, das Gähnen des

Geistes, über sie gekommen. Diese Langeweile zu vertreiben ist ihnen jedes Mittel recht und sie benutzen eine glänzende Gabe der Koketterie, um ihre Männer zu betrügen, die dafür ja reichlich Ersatz fanden in dem privilegierten Institut der Prostitution, welches man Sklaverei nannte. Vigott bis zum Ekel erschienen diese Weiber prüde bis zum Lächerlichen, weil das die besten Mittel waren, die Schandflecken zu verdecken, welche sich die „Southern Ladies“ selbst aufbrannten.

Man hat diese Weiber, ihres glühenden Patriotismus wegen, in den Himmel erhoben, doch worin bestand derselbe? Darin, daß sie Bundes-soldaten in's Gesicht spieen, wenn dieselben in eine eroberte Stadt einrückten; darin, daß sie verwundete Bundes-soldaten in ihren Häusern vergifteten, oder verschmachten ließen; darin, daß sie jene furchtbaren Ringe an den Fingern trugen, welche aus den Knochen todtter „Yankees“ gedreht waren! Ist das Patriotismus? — Es ist Bestialität! Es ist das sprudelnde Gift, welches nicht für das Vaterland aufkocht, sondern sich gegen das Fort-reißen des elenden, schwarzen Hauttieres empört, welches diese Ladies „Nigger“ nannten. Größere Bestialitäten sind nie von einem Mannes-sinne erdacht worden, als die südländischen Damen während des Krieges mit kaltem Blute, mit ruhiger Berechnung gegen Neger und Bundes-soldaten ausübten.

Mit diesen Hyänen haben wir hier nichts zu thun, das sind keine ameri-kanischen Frauen, es sind Bestien, die man mit dem Fuße bei Seite stößt. Wir sprechen jetzt von der andern größeren Gruppe, den Nordländerinnen.

Daß die Damen des intelligenten Nordens nicht alle ein und dieselbe Erziehung genießen, versteht sich von selbst. Nach der Erziehung aber läßt sich die Damenwelt in drei Klassen einteilen. Da sind erstlich solche ameri-kanische Frauen, welche in den höheren Töchter-schulen und Mädcheninsti-tuten erzogen wurden, zweitens Damen des Mittelstandes, die ihre Er-ziehung in Bürger- oder Privatschulen genossen, und drittens die Mädchen aus dem Volke, welche das Nothwendigste in Volks- oder kleineren Privat-schulen lernten. Hiernach kann man leicht die Mittel berechnen, welche die Eltern zur Verfügung hatten, denn die Schulgelber sind in Amerika sehr hoch und das Geld theilt auch hier wieder das große amerikanische Volk in drei Klassen.

Die junge Damenwelt der Geldaristokratie hat das Vorrecht, in sehr theuren Instituten viel unnützes Zeug zu lernen und sich dabei so ober-flächlich bilden zu lassen, wie das bei vielen Damen des deutschen Adels-, Beamten- und Handelsstandes ebenfalls geschieht. Sie treiben alte Sprachen, Musik, Literatur und Malerei, aber nicht die Kunst, eine gute Hausfrau und Mutter zu werden; sie verlassen das Institut als mittel-mäßiger Blaustrumpf, der Sonntagsblätter mit Novellen und Versen über-schwemmt, oder als jenes Zwittergewächs, welches man hier „Mrs. Dok-tor“ nennt und das Hosen trägt. Diese Weisheitsköpfe der vornehmen Welt sind nicht besser und nicht schlechter, als jene bei uns. Aus ihren Reihen rekrutiren sich die Spiritualisten und Emanzipirten, die Mond-scheinpoeeten und Trauervovellisten, die schlechten Mütter und unbrauch-baren Ehefrauen. Sie sind die „Spitze der Frauenwelt“. Geboren von Millionärs-frauen für Millionärs-söhne haben sie das Recht, Alles über die Welt anzusehen, was nicht mit ihnen auf der Höhe der Geldsäcke steht, sich jeden Luxus zu erlauben und jede Freiheit zu nehmen, wenn sie sich langweilen.

Diese Damen sind so wenig Amerikanerinnen wie viele preussische Ge-heimrathstöchter Deutsche sind, man kann an beiden nicht den Maßstab für das Volk anlegen. Ebenso wenig kann man das an ihrem Extrem, den Frauen aus den untersten Volksschichten. Diese, sehr häufig von Eltern stammend, welche erst kürzlich einwanderten, haben viel von deren National-typus beibehalten. Wenn sie überhaupt Schulen besuchten, so waren es Volksschulen, in denen sie nur kurze Zeit bleiben, um das Nothwendigste, d. h. etwas Lesen und Schreiben, zu lernen. Haben sie die Schulen ver-lassen, so sind sie entweder Diensthöten geworden, oder sie sind in Fabriken arbeiten gegangen, wo sie nur Nothheiten, wenn nichts Schlimmeres lernen. Ein moralischer Halt ist bei diesen Mädchen selten vorhanden, ihre Eltern waren entweder bigott bis zum Lächerlichen, oder Atheisten jener widerlichen Art, bei der das Gottesleugnen gleichbedeutend mit Schleichheit ist. Sieht man diese Mädchen sich also allen Ausschweifungen hingeben, hört man, daß sie schändlicher Verbrechen wegen die Gefängnisse bevölkern, oder zum Galgen gehen; hat man nicht selten das widerliche Bild betrunkenen Weibergestalten in den Straßen, so hätte man sich wohl, darnach die amerikanischen Frauen beurtheilen zu wollen, denn die Extreme der Ge-sellschaft sind nie das Volk.

Das Volk ist der große, gute, gesunde Mittelstand, der weder durch Reichthum verdorben, noch durch Armuth schlecht geworden ist. Der brave

Mittelstand, welcher durch seiner Hände Arbeit sein Blut gesund und seinen Geist stark erhält. Der kluge Mittelstand, bei dem die gesunde Vernunft so vorherrschend ist, daß er ewig der oberste Kritiker in der Kunst und Politik bleibt. Der starke Mittelstand, welcher mit gewaltiger Hand die Rebellion der südländischen Sklavenzüchter niederschlug, der Gut und Blut für die Frage der Sklavenemanzipation einsetzte, nachdem er einmal erkannt hatte, daß kein größerer Fluch auf einem Lande lasten kann, als der der Sklaverei.

Dieser Mittelstand erzieht seine Mädchen nach ähnlichen Grundsätzen, wie sie der Mittelstand bei uns erzieht. Er verbildet sie nicht in Mädchen-instituten, sondern läßt sie in vortrefflichen Bürgerschulen das lernen, was für den Beruf einer Hausfrau nothwendig ist; er läßt sie aber auch nicht dienen gehen, oder in Fabriken arbeiten, denn er weiß ganz genau, daß die zarte Menschenblume zumeist nur, oder doch am besten, in dem Boden ge-deiht, dem sie entsprossen, gestützt von dem Mutterstamme, der sie geboren.

Die Frauen des Mittelstandes sind hier Amerikanerinnen, wie sie in Deutschland Deutsche sind. Sie sind opfermüthig für das Vaterland, ge-sund in ihren Ansichten, treu dem Manne, den sie erkoren, fleißig in ihrer Wirtschaft und gute Mütter ihren Kindern, wie sie gute Kinder ihrer Eltern waren.

Diese Erziehungsergebnisse werden indessen auf einem ganz andern Wege erzielt, als ähnliche bei uns, und ich muß gestehen, daß die Mädchen-erziehung in Amerika uns Deutschen auf den ersten Blick sonderbar erscheint. Wir sind vor allen Dingen erstaunt, wenn wir die Freiheit sehen, mit welcher hier die Geschlechter mitammen verkehren. Werden bei uns den Mädchen, die in das Alter der Jungfräulichkeit getreten sind, unübersteig-lische Schranken für den Verkehr mit Männern gesetzt, so bemüht man sich hier, dieselben fortzuräumen. Hier erinnert nichts an Orient und Harems-zwang, man läßt jedes Mädchen, dem man Selbsturtheil zutraut, mit jungen Männern ganz nach Belieben verkehren; man beobachtet sie nicht, bewacht sie nicht, gibt ihnen keine Spioneskorte von alten, vertrockneten Jungfern und spitznasigen Basen bei, man macht sie, mit andern Worten, nicht auf die Sünde aufmerksam, macht ihnen keine Lust nach dem Baume der Erkenntniß. Es wird in Amerika vernünftigen Eltern nicht einfallen, sich ebenfalls im Parlor aufzupflanzen, wenn ihre Töchter Herrenbesuch be-kommen. Es wird kein Vater und keine Mutter etwas dagegen haben, wenn ihre Tochter allein mit einem Herrn spazieren, oder zu Balle geht.

Was sind nun die natürlichen Folgen dieses Systems?

Daß die Mädchen Menschenkenntniß sammeln und selbst urtheilen lernen. Daß sie sich nicht nach verbotenen Früchten sehnen und stark bleiben, denn nur schlechte Charaktere werden das in sie gesetzte Vertrauen mißbrauchen. Daß sie endlich die Selbstständigkeit erlangen, die, weit ent-fernt von aller Emanzipationsduftelei, den Frauen nothwendig ist.

Geht bei dieser Erziehungsmethode die Eine oder Andere verloren, so ist das eben kein Verlust, denn sie wäre bei jeder andern Erziehung eben-falls verloren gewesen und jedenfalls früher. Weiber bewachen ist, nach dem Ausspruch eines Dichters, unmöglicher, als einen Sack mit Flöhen bewachen, also wozu die unnütze Mühe? Außerdem mag, was keinen innern Gehalt hat, untergehen.

Man nennt die amerikanischen Frauen und Mädchen prüde! Warum? Weil sie gewisse Worte in Gegenwart von Männern nicht gern gebrauchen und es z. B. hartnäckig verweigern, zuzugestehen, daß sie an einem „Hemd“ arbeiten. Das ist indessen nicht Prüderie, es ist eine Eigenthümlichkeit, die sich wie eine Tradition fortgepflanzt hat, denn in dem Begriffe „Hemd“ liegt ebenso wenig etwas die Schamhaftigkeit Verletzendes wie in dem Worte „Hose“, und doch hat man im prüden Deutschland für das Letztere eine Masse lächerlicher Umschreibungen.

Man muß die amerikanischen Damen bei Gesellschaftsspielen sehen, um zu begreifen, daß dieselben nichts weniger als prüde sind. So haben sie z. B. Takt genug, bei Pfänderspielen die zweideutigsten Strafen und Scherze mit der ruhigsten Miene von der Welt hinzunehmen, und es wird keiner von ihnen einfallen, sich spröde dem Klüßen zu widersetzen. Sie wissen so gut wie unsere deutschen Damen, daß ein weit bedeutenderer Reiz in einem geraubten Kusse liegt, aber eben deshalb sträuben sie sich nicht, denn sie sind zu stolz, zu diesem Mittel der Koketterie ihre Zuflucht zu nehmen.

Im Kusse selbst sieht die Amerikanerin kein Unrecht, weil auch faktisch keins darin liegt, und es wird deshalb auch einem Herrn, der eine wils-fremde Dame heimbegleitet, durchaus nicht schwer, für diesen Ritterdienst einen Kuß zu bekommen. Sie rümpfen die Nasen, meine Damen! Ja, ländlich sittlich.

Ich habe in aller Herren Ländern selten bessere Hausfrauen und

Mütter gesehen, als die Amerikanerinnen des Mittelstandes, und macht man es ihnen zum Vorwurf, daß sie ihre Männer zum Einkaufen auf den Markt schicken und sich ein Dienstmädchen halten, so thut man das mit Unrecht. Ersteres ist hier allgemein gebräuchlich und dann ist es außerdem die Sache des Mannes, der es sich gefallen läßt. Vom Standpunkte der männlichen Würde ist aber erst recht daran nichts auszusetzen, denn hier schändet keine Arbeit, am wenigsten, wenn man dieselbe für eine Dame thut. Was das Zweite betrifft, so halten sich die Frauen auch bei uns Dienstmädchen und es ist durchaus keine Kleinigkeit, ein amerikanisches Haus mit seinen vielen Teppichen und Messingartikeln in dem spiegelblanken Zustande zu erhalten, wie man es zumeist antrifft.

In den Ruf der Bequemlichkeitsliebe sind die hiesigen Damen nur dadurch gekommen, daß sie einen Besuch zu jeder Tageszeit im saubersten Hauskleide zu empfangen wissen, und das frappirt Manche, der gewohnt ist, seine Schwestern oder Frau bis gegen Abend mit ungemachtem Haar herumlaufen zu sehen.

Dann ist der Charakter dieser Frauen fast durchschnittlich ein wunderbar guter. Fern von aller krankhaften Eifersucht lassen sie ihren Männern volle Freiheit über ihre Person und Zeit; sie kümmern sich nie um die Geschäfte des Mannes und gewinnen bei aller Hausarbeit noch Zeit, für Unterstützungsvereine u. s. w. zu arbeiten.

Wer ist es gewesen, welcher die Niesenarmee des Nordens mit Vandalen, Charpie, Medikamenten versah? Die Frauen und Mädchen Amerikas! — Wer war es, der die Kranken und Verwundeten pflegte und tröstete im Felde? Es waren dieselben! Wer brachte in wenigen Monaten, auf den sogenannten „Soldiers Fairs“, die Millionen für verwundete und verkrüppelte Soldaten zusammen, nachdem das Land vier Jahre Kriegslasten getragen hatte? Die Frauen! —

Meine Herren, nehmen wir die Hütte ab vor den Amerikanerinnen.

O, die erwähnten Fairs (Messen) hätten Sie sehen sollen! Was nur die größten Städte der Union an Schönheiten aufweisen konnten, hatte sich hinter die Verkaufstische gestellt und handelte dort nicht nur mit der Arbeit von tausend Frauenhänden und andern, oft kostbaren, milden Gaben, sondern auch mit dem holdseligsten Lächeln. Um Geld für diesen edlen Zweck zu erlangen, war den amerikanischen Damen jedes erlaubte Mittel recht. Sie brachten diesem Herrn selbst die in den Fair-Konditoreien bestellte Schokolade; hingen jenem eigenhändig die Uhrkette um, welche er erstanden; schrieben komische Briefchen für den Bedarf der Post-Bureaux in den Messlokalen und hatten für jeden Käufer ein freundliches Wort. So konnte es nicht fehlen, daß das Geld reichlich zuströmte. Ich habe auf diesen Messen sonderbar rührende Szenen gesehen, hier ist eine von vielen:

Ein alter Herr, dem man es ansah, daß er Geld genug habe, um seine Laune befriedigen zu können, trat, unweit von meinem Sitz, an einen Messtisch, hinter welchem eine reizende Brünette stand. Das Mädchen hatte meine Aufmerksamkeit bereits vorher durch ihre klangvolle Stimme und wunderbar schönen schwarzen Locken, welche ein feines Gesichtchen umrahmten, erregt und ich hörte deßhalb unwillkürlich zu, was zwischen den Beiden gesprochen wurde.

„Kann ich Ihnen mit etwas dienen, mein Herr?“ fragte das junge Mädchen freundlich, „Sie sehen, ich habe hier ganz reizende Sachen!“

Der Alte blickte über den Tisch und schmunzelte.

„Danke,“ erwiderte er, „ich finde hier nichts Rechtes, wofür man was Nennenswerthes bezahlen könnte, möchte gern was Kostbares haben!“

„Was Kostbares, mein Herr? Es steht Ihnen frei, diese hübschen Sachen so kostbar zu finden wie Sie wollen!“

„In der That, aber sehen Sie, wir Yankee zahlen nicht gern mehr, als die Sache werth ist. Weiß aber ein Auskunftsmittel, Ihr Haar gefällt mir ausnehmend, wollen Sie mir eine Locke davon verkaufen?“

Das Mädchen zeigte lachend ihre schönen Zähne, ergriff eine der Locken mit ihren zarten Fingern, zog dieselbe lang und fragte:

„Eine von diesen?“

„Gewiß!“

„Gut, was zahlen Sie?“

„Viel kann ich nicht dran wenden — fünfzig Dollars!“

Die Dame griff zu einer Scheere und wollte die Locke eben herab schneiden, als ein junger, sehr elegant gekleideter Herr von einem der nächsten Tische aufsprang und mit lauter Stimme sagte: „Einen Augenblick, mein Fräulein, wenn es erlaubt ist mitzubieten, ich gebe für diese Locke hundert Dollars!“

Der alte Herr besah sich den Stuger von unten bis oben, nahm phlegmatisch eine Prise aus vergoldeter Dose und sagte dann trocken:

„Zweihundert Dollars!“

„Zweihundertfünfzig!“

„A bah, junger Mann, Sie ruiniren sich — dreihundert Dollars!“

Letzteres wurde so laut gesprochen, daß mehrere Herren sich aus andern Theilen des großen Lokales zu diesem Tische wandten, sie sahen auf der Stelle, um was es sich handelte, und einer von ihnen warf auf die Dreihundert noch Fünfzig.

Die junge Dame lächelte und zögerte noch immer mit dem Abschneiden.

Der Alte sah sie aus seinen grauen, guten Augen freundlich an, dann wandte er sich an die Umstehenden.

„Meine Herren,“ sagte er langsam, „bemühen Sie sich nicht, diese Locke bekommt von Ihnen Niemand,“ und eine Prise nehmend setzte er ruhig hinzu: „Fünfhundert Dollars.“

Nun trennte das Mädchen die Locke mit raschem Schnitte vom Kopfe und reichte sie, sauber in rosa Papier gewickelt, dem Käufer. Dieser zählte fünf Einhundert-Dollars-Noten auf den Tisch, legte die Locke an Stelle des Geldes in ein sauber gesticktes Portefeuille, küßte der Dame artig die Hand und entfernte sich mit einem feinen Lächeln auf der Lippe.

So unterkühlt der geizige Yankee seine Soldaten.

Der Amerikaner trägt die Frauen auf den Händen und in seinem Vexikon gibt es kein höher stehendes Wort, als das magische „Lady“. Der größte Stolz, und Amerika ist reich an solchen, würde eine Dame in Schutz nehmen, der ein Unrecht geschähe, und der steifste Polizeibediener wird Damen gegenüber geschmeidig. Eine Dame reist ganz allein sicherer durch Amerika, als unter dem Schutze einer Ehrenwache, denn jeder Mann ist ihr Beschützer. So schön das klingt, zu so vielen Mißbräuchen hat das Veranlassung gegeben.

Jede Irländerin, die auf der grünen Insel zwischen dem Vieh erzogen wurde, prätendirt hier den Titel „Lady“ und erwartet, daß man an öffentlichen Orten aufspringe und ihr ehrerbietigst Platz mache. Ja, noch vor wenigen Jahren war man sogar verpflichtet, in den Eisenbahnwagen und Omnibussen aufzustehen und jeder Dame, die eintrat, Platz zu machen. Das ist jetzt, Gott sei Dank, vorüber und es gibt heute viele Herren in Amerika, die wie ich denken und nur dann aufstehen, wenn eine Frau mit einem kleinen Kinde, oder eine Negerin keinen Platz finden kann. Eine Negerin? Jawohl! Diese Unglücklichen haben lange genug in der Sklaverei vor den Weißen gestanden, daß wir jetzt einmal vor ihnen stehen können.

Der Schutz der Frauen vor dem Gesetz ist in Amerika ein ganz bedeutender und nichts wird z. B. strenger geahndet, als Mißhandlung eines Weibes; dagegen werden Vergehen der Frauen weit gelinder beurtheilt und bestraft. Geradezu ungerecht aber ist man bei Eheversprechen und mancher grüne Simpel ist hier schon kopfüber in das Netz einer ledigen Dirne gefallen, die ihn, auf die einfach eidliche Aussage hin, daß ihr die Ehe versprochen worden sei, zum Heirathen zwang. Ist hier Jemand in die Hände eines solchen menschlichen Unkrautes gerathen, so rettet ihn nichts aus denselben, als die Ehe oder das Gefängniß; zwischen dieser Alternative hat er zu wählen und ich würde das Letztere vorziehen.

Wie bitter verächtlich ein Weib ist, das Jemand zur Ehe auf gerichtlichem Wege zwingt und wie unglücklich sie sich selbst dadurch im besten Falle macht, liegt wohl auf der Hand, scheint aber den Weibern hier unbegreiflich. Zwangsehen kommen hier täglich zu Duzenden vor und leider zwar solche, bei welchen nicht einmal der Mann das geringste Unrecht gut zu machen hat. Der gebildete Mittelstand hält sich natürlich auch von diesem sittlichen Fehler fern, da er eben weiß, daß jede Ehe ein Wahnsinn ist, welche nicht auf gegenseitige Achtung und Liebe basirt wurde.

Schlimm sind die Frauen und Mädchen daran, welche ohne Sprachkenntnisse und Geldmittel, ohne Verwandte und Schutz hier einwandern. Haben sie moralische und physische Kraft genug, sogleich als Dienstmädchen bei einer anständigen Familie einzutreten, so werden sie ihren Weg machen und als Frauen braver Männer vielleicht einmal ein behagliches Leben führen. Kommen sie jedoch mit der Idee herüber, in Amerika à tout prix angenehm und bequem zu leben, bemühen sie sich erst um die leichteren Arbeiten der Nähmädchen, Stickerinnen, Ladenmamsells, Lehrerinnen, Schoristinnen u. s. w., so werden neun von zehn, trotz aller moralischen Kraft, die sie besitzen mögen, verloren sein.

Der Psuhl von New-York verschlingt jährlich mehr Mädchenseelen als London und Paris zusammen, denn diese beiden Weltstädte haben weniger frischen Zufluß. Es gibt hier Canaillen, die vom Elend dieser armen Geschöpfe leben. Dieser nimmt sie auf in seinem Geschäft und führt sie systematisch zur Schande, denn sie haben zwischen Brodlosigkeit oder Schlechtsein zu wählen. Jener gibt ihnen Arbeit mit nach Haus und bezahlt diese entweder gar nicht oder so elend, so unter Protest und Mäkelei, daß die

beste Arbeiterin mit der Zeit zu einem leichteren und anfänglich weit angenehmeren Erwerb getrieben wird. Der Dritte führt die Mädchen ohne Uebergang in das Verderben und das ist der Schlimmste gewiß nicht. Ich könnte Romane schreiben von den Sündern New-Yorks, wenn sich meine

Feder nicht sträubte, das alte Stroh wieder zu dreschen und die finstern Geschichten, welche sich hier täglich vor meinen Augen entwickeln, in neue Reime zu bringen. Das ist hier ewig derselbe Roman: Jugend, Tugend — Noth, Brod, Tod! Und was macht es am Ende aus, ob der Versucher ein



Zwei Verwundete. Nach einem Gemälde von Gadl.

reicher Kaufmannssohn aus der fünften Avenue, oder ein kalbsäugiger, aufgeschwenunter Fahrensflücker ist? Das Ende vom Liede ist immer dasselbe — ein Grabkleid von Seide oder Mouffelin und ein vergessener Winkel auf dem Kirchhof.

Wann stirbt das letzte Uebel,
Das Frauentugend verdirbt? —
Wenn mit dem letzten Manne
Der letzte Verführer stirbt.